

JÜRGEN PAUL SCHWINDT

HEKTORS HÄNDE oder
VON DEN TÜCKEN DES VERSTECKTEN SINNS (LAEVIUS, FRG. 4)

aus: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik 126 (1999) 83–87

© Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn

HEKTORS HÄNDE oder
VON DEN TÜCKEN DES VERSTECKTEN SINNS (LAEVIUS, FRG. 4)*

Otto Zwierlein zum 5. August 1999

Wer kennt sie nicht aus der philologischen Praxis – die Freude an der Entdeckung und Wiedererschließung verloren gegangenen, verschüttet geglaubten Sinns? Eine Textstelle ist ausschnitthaft, bruchstückhaft überliefert, der Kontext fehlt (so bei Papyrusfetzen oder Grammatikerzitaten) oder ist nur in verschwommenem Umriß erkennbar (so oft in der Buntschriftstellerei, in der Staats- und Prunkrede, in epistolographischer und protreptischer Literatur); meist tut der Überlieferungsprozeß das Seine dazu, daß eine Partie unverständlich, ja unlesbar wird. Neben und unter der gelehrten Annotation und Emendation der Texte verschwindet nicht selten der genaue Sinn der Stelle, weitere Eingriffe schaffen nicht immer Remedur, sondern verschärfen mitunter das philologische Problem. Einmal auch verwirrt sich die Spur, die zurückführt auf den genuinen Wortlaut der Stelle. Unklar ist jetzt, wer wann welche ‚Korrektur‘ wo lanciert hat und ob es Korrektur einer wirklichen Verderbnis oder schon gelehrter Berichtigung ist.

Am größten ist die Freude des Philologen, wenn er kraft seines historisch-hermeneutischen Spürsinnens einen Blick tun kann in die Werkstatt seiner philologischen Ahnen und der konkreten emendatorischen Aberration, der *πρώτη αἰτία* der Fehllektüre auf die Spur zu kommen hoffen darf. Im idealen Falle erschließt sich als schöner Lohn der rekonstruktiven Anstrengung der fertige Stammbaum des Fehlerhaften, die voll entfaltete Aetiologie.

Ungebrochener Beliebtheit erfreut sich hierbei die Aufdeckung angeblicher Verschreibung(en) aus Prüderie. Während man schon früheren Philologen längst nicht immer mit Recht vorwirft, aus Prüderie den Sinn verfehlt zu haben, häufen sich seit geraumer Zeit die „Rettungen“ sogenannter verkannter lasziver, zumindest frivoler Stellen. Es verlohnte einmal die Nachforschung, wie sehr die Aufklärung selbst nicht ohne eine mythenähnliche Konstruktion auskommen kann, die sie für die Befindlichkeit hält, von der frühere Zeitalter zu befreien seien.

Prädestiniert für die vermutete verschämte Lektüre bzw. Verschreibung und ihre „Berichtigung“ sind die Werke der lockeren Dichtkunst, der Lyriker und Epigrammatiker zumal. Bei Catull im besonderen, im Martial und den Erzeugnissen iambischer und priapeischer Poesie glaubt man immer wieder Spuren von übermäßiger sittlicher Restriktion zu finden und unternimmt allerlei Anstrengungen, den in Verdacht genommenen Texten wieder zu ihrem authentischen Sinn zu verhelfen¹. Auch die Detektivik der verkannten oder verschütteten Zoten hat, wo sie übertrieben wird, ihre Pathologie. Wer hätte nicht schon mit unverhohlener Belustigung die mancherlei Versuche betrachtet, die *obscaenissima* namentlich des Catull mit den Mitteln der philologischen Divination ins rechte Licht zu setzen! Vollends hinter

* Für kritische Durchsicht des Skripts und wertvolle Anregung bin ich Herrn Prof. R. Kassel zu Dank verpflichtet.

¹ Ein prominentes Beispiel ist die Debatte um Catull. 13,12. S. zuletzt R. S. Kilpatrick, *Nam unguentum dabo*: Catullus 13 and Servius' Note on Phaon (Aeneid 3.279), CQ 48, 1998, 303–05, dort Anm. 2 mit nützlicher Literaturübersicht.

Weit seltener ist in der neueren Literatur der umgekehrte Fall, daß eine für ursprünglich oder jedenfalls für Autorenmeinung gehaltene laszive Lesart angefochten oder doch als Einfälschung bzw. Zitat entlarvt wird. Für den Typ der Interpolation verweise ich auf die jüngsten Plautusstudien des Widmungsträgers dieser Arbeit: Zur Kritik und Exegese des Plautus I: Poenulus und Curculio (Stuttgart 1990), II: Miles gloriosus (ib. 1991), III: Pseudolus (ib. 1991), IV: Bacchides (ib. 1992) und die dort verhandelten vergrößernden Eindichtungen Mil. 1059–66 (Zw. II 156–59) und 1112 (1104–13, Zw. II 166f.), Pseud. 768, 773f., 783–87 (Zw. III 65–74), 1177–82 und 1188f. (Zw. III 223–26); Verkennung eines *fictus interlocutor* in den Papyrusbruchstücken des Kerkidas zuletzt mit neuen Argumenten nachgewiesen von F. Williams, Cercidas, Caelius, and Unsafe Sex: Τυνδαπέοιο Γαμβρός (Cerc. fr. 2.28 Livrea), in dieser Zeitschrift, 102, 1994, 76–80: wenn es nicht der Autor ist, der den Lobpreis der *Venus parabilis* im Munde führt, sind Korrekturen in der herkömmlichen Einschätzung des Kerkidas erlaubt.

den gassenhauerischen Tönen neuerer Übersetzungskunst² verschwindet mitunter auch die Idee davon, daß der Dichter vielleicht dort am wenigstens unverstellt spricht, wo seine Sprache die eindeutigste ist³. Anders gesagt: es ist die Tragikomik philologischer Aufklärung, daß sie auch, wo sie Eindeutigkeit schaffen will, dem Vieldeutigen und neuer Verrätselung nicht entrinnen kann.

Einen kuriosen Fall vermuteter Fehllektüre aus Prüderie schildert in einer seiner letzten Arbeiten Viktor Pöschl. Wie beweiskräftig aber sind die Argumente, die er zur Beseitigung des „Mißverständnisses“ ins Feld führt⁴?

Es geht um das vierte Fragment der *Erotopaegnia* des Laevius⁵. Unter dem Wenigen, das sich von diesem anerkannten Vorläufer der römischen Neoterik erhalten hat, gehören die vier iambischen Dimeter, die Priscian, X 46 (GrL II p. 536sq.), überliefert, noch zu den größeren, als poetisches Gebilde wenigstens kenntlichen Bruchstücken. Was nun die exegetische Tradition aus diesem zufällig überlieferten Rest gemacht hat, läßt den Heidelberger Gelehrten ganz unbefriedigt. Er rekonstruiert die Geschichte der Erklärung oder – oft genug – Nichterklärung des Fragments: „Die Leidensgeschichte des Textes“, so Pöschl, „reicht von 1485 bis 1993.“⁶ Das Epochenjahr 1485 soll der Eingriff des Petrus Brugnollus markieren. Während der größere Teil der Priscianhandschriften den – nach Pöschls Ansicht – „richtigen Text“⁷ hatte:

Te Andromacha perdudum manu
lascivola ac tenellula
capiti meo trepidans libens
insolito plexi munere,

änderte Petrus *plexi* in *plexit* und machte so *Andromacha* zum Subjekt der lyrischen Rede. Die geringfügige Emendation zog weitere Änderungen, teils handschriftlich bezeugte: *per ludum* statt *perdudum*, teils Konjekturen: *insolita munera* statt *insolito munere* nach sich.

Die Konsequenz der minimalen Alterationen ist beträchtlich. Während wir uns gewöhnt hatten, frg. 4 mit Friedrich Leo folgendermaßen zu übersetzen:

„Dich hat beim frohen Spiel Andromache mit tändelnder zärtlicher Hand eilig freudig als ungewohnte Gabe für mein Haupt geflochten“⁸,

und bereitwillig mit der exegetischen Tradition eine *corona* als Adressaten, *Andromacha* als Subjektsnominativ verstanden, übersetzt Pöschl den nach den Handschriften restituierten Text (s. oben) wie folgt:

„Dich, Andromache, habe ich sehr lange
mit lasziver und zärtlicher Hand

² Ich nenne nur die neuesten Versuche von Thomas Kling (*Catull. Das Haar der Berenice*, Stuttgart 1997) und Raoul Schrott (in: ders., *Die Erfindung der Poesie. Gedichte aus den ersten viertausend Jahren*, Frankfurt a. M. 1997, 141–67).

³ Siehe nur c. 16. Hier fassen wir den kuriosen Fall, daß sich neuere Forschung zwar viel darauf zugute hält, die berühmte Proklamation der Trennung von Kunst und Leben (V 5f.) endlich beim Wort zu nehmen, daß aber solche Einsicht längst nicht immer auf die Interpretation des Bekenntnisgedichts selbst, also c. 16 und seinen obszönen Rahmen, durchgeschlagen ist. Hierzu demnächst Verf., *Catulls »obszöne« Bekenntniskunst. Eine pathopoetologische Étude*.

⁴ V. P., *Ein Liebespiel des Laevius*, RhM 138, 1995, 59–68 (das Zitat S. 59).

⁵ Die Zählung der neuesten Fragment-Ausgaben (Courtney [Oxford 1993] und Morel/Büchner/Blänsdorf [Stuttgart/Leipzig 1995]) weicht nicht ab von der seit Baehrens üblich gewordenen.

⁶ Ebd. (Anm. 4), 59.

⁷ Ebd. 60.

⁸ F. L., *Die römische Poesie in der sullianischen Zeit*, Hermes 49, 1914, 161–195, dort 186f. (= *Ausgewählte Kleine Schriften*, hrsg. u. eingel. v. E. Fraenkel, Rom 1960, I 274). Die neuesten Ausgaben (Courtney und Morel/Büchner/Blänsdorf) lesen übereinstimmend: „te Andromacha per ludum manu / lascivola ac tenellula / capiti meo trepidans, libens [capiti meo, trepidans libens Courtney], insolita plexit munera“.

lustvoll hin und her bewegend
in ungewohnter Liebesgabe mit meiner Spitze verflochten“⁹.

Soweit ich sehe, ist gegen diese nachgerade sensationelle Wendung: die Deutung des Erotopaignons als „Schilderung einer Praktik der Fellatio“¹⁰ Widerspruch bisher nicht laut geworden.

Prüfen wir Pöschls Argumente im einzelnen:

(1) Ich kann nicht erkennen, wie eine „klare Überlegenheit von *perdudum* gegenüber *per ludum*“ darin liegen soll, daß es dem „natürliche(n) Verlangen“¹¹ nach möglichst lange dauernder Liebesvereinigung Rechnung tragen soll. Nietzsches Bonmot »Alle Lust will Ewigkeit« taugt schwerlich zur Bekräftigung einer solchen Deutung. Es ist weniger die Idee der Dauer des einzelnen Liebesaktes als der Wunsch nach wiederholtem Austausch von Zärtlichkeiten, der im erotischen Impromptu, wie wir es bei allen besser überlieferten Vertretern des *genres* finden¹², häufiger begegnet.

(2) *Caput = membrum virile* ist gut bezeugt besonders in priapeischer und anderer lasziver Literatur¹³. Die Verbindung mit *plectere* ist indes schon für sich genommen so kurios, daß man sie auch dem erfindungsreichen Praeneoteriker kaum zutrauen möchte. Noch präziöser, gezwungener ist die Konstruktion mit einem Dativ *capiti meo*. Das Verbum begegnet sonst überhaupt nur in der Partizipialform *plexus*, nirgends in Verbindung mit einem Dativ¹⁴. Und vor allem: Ist nicht die Vorstellung befremdlich, daß man jemanden seinem *membrum virile* verflechte? Sollte nicht der umgekehrte Fall der – *sit venia verbo* – natürlichere sein, daß man „es“ jemandem ‚einflicht‘?

Wie dem auch sei, so verwunderlich ist es nicht, daß die ältere Laeviuserklärung, darunter bedeutende Philologen wie J. Scaliger, Grotius, G. J. Vossius, auf eine solche Praktik der Fellatio, in der Tat ein *insolitum munus*, nicht verfiel.

(3) Pöschls Feststellung ist zutreffend, daß „*trepidare* . . . nicht nur zittern, sondern auch sich hin- und herbewegen, hin- und herlaufen“ bedeute. Nur fragt man sich, was hiermit für unsere Stelle gewonnen werde. Ter. Hec. 315 *trepidari sentio et cursari rursum prorsum* liegt jedenfalls weit abseits unserer Problematik. Auch Persius 1,20 gibt für Laevius nichts her. Martial schließlich wird mit einer Stelle bemüht, die transitives *vibrare* (*lascivos . . . lumbos*) und den *docilis tremor* der Liebenden veranschaulicht (5,78,26ff.). Überraschend ist nun aber vollends, daß Pöschl all diese Belege für die von ihm offerierte Übersetzung gar nicht brauchen kann. In offenkundigem Widerspruch zu der Auffassung, die das Stellenmaterial immerhin suggerieren könnte, faßt er *trepidare* transitiv, und der Leser kann zwischen den zwei bedenklichen Optionen entscheiden, das Verbum mit *te* (sc. *Andromacha*) zu konstruieren oder aber das direkte Objekt aus *capiti meo* zu supplementieren.

Schon aus den vorgenannten Punkten erhellt, daß sich Pöschls Deutung nicht leicht verteidigen läßt. Auf zwei weitere, möglicherweise noch schwerer wiegende Bedenken möchte ich hinweisen:

(4) Indem in der von Pöschl favorisierten Fassung Hektor die Rolle des Subjekts zufällt, wird die Attribuierung der Hand durch die Deminutiva *lascivola ac tenellula* unhaltbar. Wo in lasziver Poesie dergleichen Ausdrücke männlich besetzt sind, haben sie in der Regel peiorativen und geradezu denunziatorischen Charakter. So wird der diebische Kinaede Thallus, Catull 25, als rechter Weichling vorgeführt, dessen *manus mollicellae* (v. 10) bald die Striemen der strafenden Peitsche tragen werden. In homoerotischen Versen kann wohl auch das Objekt des Verlangens in kosenden Deminutiva beschwo-

⁹ Ebd.

¹⁰ Ebd. 61.

¹¹ Ebd.

¹² Als Traditionen lasziver Dichtung fasse ich die dramatischen Gattungen (*palliata, togata*, Atellane und Mimus), die Satire (Lucilius), die Epigrammatik („Kreis“ des Q. Lutatius Catulus, Catull, Martial), die eigentliche Liebesdichtung (Catull, Horaz, Ovid).

¹³ S. Pöschl, ebd.

¹⁴ Die griechischen Belege, die Pöschl ins Feld führt, sind allesamt nicht beweisend. Vor allem ist der Rückschluß vom Kompositum *σμπλέκεσθαι* auf lat. *Simplex plectere* unzulässig.

ren werden (*o qui flosculus es Iuventiorum*, Catull 24,1), aber solche Prädizierung paßt kaum – und schon gar im Munde des Helden selbst – auf die ‚männermordenden‘ Hände des Hektor¹⁵.

(5) Man mag einwenden, daß gerade dies Mißverhältnis das *insolitum munus* begründe. Doch hier hat Courtney (nach Leo¹⁶) zweifellos richtig gesehen, wenn er lakonisch vermerkt, daß Hektor für gewöhnlich behelmt, nicht bekränzt war¹⁷. Fraglich ist, ob sich an dieser Stelle überliefertes *insolito munere* halten läßt: als Ablativ des begleitenden Umstandes¹⁸. Längung der ersten drei Senkungen im iambischen Dimeter ist zwar – nach der Praxis der plautinischen *Cantica* zu urteilen – in der älteren Literatur nichts Ungewöhnliches. Eleganter und den metrischen Gepflogenheiten des Laevius entsprechender ist freilich die Emendation der frühen Priscianausgaben (Venedig 1527/Basel 1568): *insolita munera*.

In der Tat spielt Hektors Kopfbedeckung auch in jener berühmten Partie der homerischen *Ilias*, da Iliions Vorkämpfer vorgeblich zum letzten Mal der Gattin in den Toren der Stadt begegnet (Z 394ff.)¹⁹, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der furchtbar anzusehende Helm mit dem nickenden Helmbusch schreckt den kleinen Astyanax, so daß er zu weinen anfängt. Erst als Hektor den Helm abnimmt und das Kind in den Armen wiegt, beruhigt sich die Szene²⁰.

Laevius' Verse fügen sich in eine Sammlung von Erotopaignien, weil sie die milden und menschlichen Züge, die der *homerische* Kriegsheros *ausnahmsweise* an den Tag legt, isolieren und zum Genrebild des in die liebevoll-erinnernde Betrachtung des Kranzes versunkenen Kriegers verselbständigen²¹. Hellenistisch ist hierbei die monologische Digression, die wegführt von allen Handlungsmomenten, die wir aus der überlieferten Mythologie über das Haus der Priamiden kennen. Praeaeoterisch mutet die Kühnheit an, mit der als Gegenstand der Anrede der Kranz gewählt ist, der fernab liegt von den Requisiten des Krieges und die ‚Gegenwelt‘ beschaulicher, friedlicher Idylle versinnbildlicht.

Achill, wie er vor der Hütte liegend die Saiten schlägt und „die Ruhmestaten der Männer“ besingt (I 186ff.), die „flechtenschöne Hekamede“, wenn sie für Machaon und Nestor in der Hütte den köstlichen Mischtrank bereitet (Λ 624ff.), Hektors und Andromaches berühmte »Homilie«: der epischen Anknüpfungspunkte für den gegenweltlichen Entwurf gab es genug. Geradezu als ἔρμῳιον für die lyrisch-dramatische Umformung konnte jene Szene des 22. *Ilias*-Buches erscheinen, wo Andromache in dem Augenblick, da sie von Trojas Mauern herab der Tragödie Hektors gewahr wird²² und in Ohnmacht

¹⁵ Χεῖρες ἀνδροφόνου heißen in der *Ilias* zwar nur die Hände des Achill (besonders charakteristisch Ω 479), das Attribut ‚männermordend‘ ist aber geradezu stehendes Beiwort des Hektor (sonst nur je einmal von Ares und Lykurg). In welchem Kontext die von Gellius, 9,7,2, aus der *Alcestis* des Laevius (frg. 7) zitierten *manciolae tenellae* standen, wissen wir nicht (vgl. jedoch Eur. Alc. 189f. [von den Kindern der Alcestis] bzw. 193f. [von Alcestis]).

¹⁶ Ebd. (s. Anm. 8), 187 (bzw. 274).

¹⁷ The Fragmentary Latin Poets (s. oben Anm. 5), 122.

¹⁸ In diesem Sinne etwa der von Pöschl, ebd. 66, zitierte Havet, Rev. Phil. 15, 1891.

¹⁹ Es ist dem sezierenden Blick der analytischen Richtung nicht entgangen, daß Hektor auch an späterer Stelle noch als in Ilion weilend gedacht ist.

²⁰ Wenn die Partie im bildhaften Sinne einmal so heißen darf. Den nicht-szenischen Charakter hat R. Kassel, *Quomodo quibus locis apud veteres scriptores Graecos infantes atque parvuli pueri inducantur describantur commemorentur*, in: ders., *Kleine Schriften*, hrsg. von H.-G. Nesselrath, Berlin/New York 1991 (= [Diss. Mainz 1951] Meisenheim a.G. 1954), 3, klar erwiesen. Bei Kassel auch der Hinweis auf die offenkundig mißglückte szenische Bearbeitung durch den Tragiker Astydamas TrGF² p. 203 Snell): auch dort nimmt Hektor den Helm ab.

²¹ Wenig spricht für Pöschls Vermutung, daß Laevius' 4. Fragment vielleicht „gar nicht ein Fragment, sondern ein Kurzgedicht ist“, das „als ein in sich geschlossenes Ganzes . . . stilistisch eine Meisterleistung (wäre)“ (ebd. 61). Was sich sonst von Laevius erhalten hat, deutet auf weiter ausgreifende Kompositionen, so daß man zu Recht auch von „Balladen“ gesprochen hat (F. Leo, ebd. [Anm. 8], 186 [bzw. 273]). Das Soliloquium der Laodamia frg. 18, nach Geist und Machart die nächste Parallele zu unserer Stelle, steht ganz natürlich neben erzählenden Partien aus demselben Erotopaignion (vgl. frgg. 14, 15, vielleicht 17).

²² Ein Nachklang der Szene offensichtlich in der *Andromacha* des Ennius: „Vidi, videre quod me passa aegerrume, / Hectorem curru quadriugo raptarier“ (bei Cic. Tusc. 1,105 [frg. 27 (g) Jocelyn]). Laevius' Gelehrsamkeit konnte gewiß noch aus manchen anderen *römischen* Bearbeitungen des Trojastoffes schöpfen (etwa Naevius' *Hektor proficiscens*).

fällt, im Sturz zugleich den Kopfschmuck verliert, den Aphrodite ihr anlässlich ihrer Verheiratung mit Hektor geschenkt hat:

Τῆλε δ' ἀπὸ κρατὸς βάλε δέσματα σιγαλόεντα,
 ἄμπυκα κεκρύφαλόν τε ἰδὲ πλεκτὴν ἀναδέσμη
 κρήδεμνόν θ', ὃ ῥά οἱ δῶκε χρυσέη Ἀφροδίτη
 ἦματι τῷ ὅτε μιν κορυθαίολος ἠγάγεθ' Ἔκτωρ (X 468–71)²³.

Von Anbeginn also ist im homerischen Epos Andromache Hektor über die (göttliche) Gabe des Kopfschmucks verbunden. Wie zur Bekräftigung dieses Bundes ist Hektor in der epischen Reminiszenz der „Helmfunkelnde“. In dem Moment, da die Verbindung der Eheleute im Leben zerreißt, verliert Andromache zugleich mit dem Bewußtsein den ‚kapitalen‘ Ornat der Aphrodite.

Es ist die Spannung vom großen „Praetext“ der heroischen Mythologie und seiner kunstreichen Entflechtung und Überführung ins lyrische Bild, die das Lasziv-Erotische der Laevianischen Szene bewirkt. Scaliger muß es gespürt haben, als er die Drastik des Ausonischen Cento-Schlusses²⁴ und des Autors entschuldigenden Hinweis u. a. auf die *Erotopaignia* des Laevius' mit der Zitation des Andromacha-Fragments korrespondieren ließ²⁵: wohl hatte er dabei ein „Liebesspiel“ im Sinn, doch ein subtileres und, wenn man so will: literarisches, als die Fellatio ist: den Kranz in Hektors Händen²⁶.

Bielefeld

Jürgen Paul Schwindt

²³ Text nach Monro/Allen.

²⁴ *Centio nuptialis* IX.

²⁵ „Lascivissima poemata [sc. *Laevi*] fuisse indicat cum titulus tum etiam Ausonius ipse. Sed molles ex illis adferuntur versiculi isti de corona plectili . . .“ Die Stelle aus Scaligers Kommentarwerk *Ausoniarum lectionum libri duo* [1574] zitiert von Pöschl, der dem großen Humanisten freilich das charakteristische Mißverständnis zur Last legt (ebd. 63f.).

Noch andere von Ausonius genannte Stilisten der ‚lockeren Muse‘ lassen sich nicht für die plan-obszöne Spielart des Erotischen vereinnahmen (so Plato und Menander).

²⁶ Einem ähnlichen Irrtum unterliegt Pöschl m.E. in der forcierten Deutung des zu Vergleichszwecken beigezogenen Fragments aus dem 3. Buch der *Erotopaignia* (frg. 2): *nocte dieque / decretum et auctum*: „Was mit dem Abnehmenden und Sich-mehrenden, Ab- und Anschwellenden in einem Erotopaegnion gemeint ist, ist leicht zu verstehen“ (ebd. 62, Anm. 3). Man muß die von Pöschl belächelte ältere Deutung durch Granarolo und zuletzt Courtney („One may guess that the reference is to the web of Penelope growing by day and shrinking by night“) nicht für die einzig mögliche halten (Pighi etwa ergänzt *mare*), um skeptisch gestimmt zu sein gegen die Vorstellung, daß die Funktionen des *membrum virile* dem gesetzmäßigen Walten von Naturmächten analog gedacht seien.